

In Teheran unter der unmittelbaren Leitung des Ministers der Presse gedruckt wird und sich ausschließlich mit inneren Angelegenheiten beschäftigt. Seine Korrespondenzen sind die Vorläufer der Post- und Telegraphenbureau's. Die "Leitartikel" beginnen alle unerschütterlich. Dem der Gleichzeitigkeit des Gouveneurs Complot in die Provinz. — Ihm ganz erhaben das Volk verhält sich ruhig und alle Welt betet für Se. Majestät. Nach dem Amtsblatt sind die drei politischen und literarischen Journale "Fala", "Leban" und "Teheran" zu nennen. Man darf das Wort "politisch" nicht missverstehen. In Teheran zeigt der Titel "politisches Journal" einfach an, daß die Zeitung eine Uebersicht der Vorfälle enthält, welche sich in Europa ereignen. Der übrige Theil dieser Journale, von denen zwei in Teheran und das dritte in Ispahan herausgegeben werden, ist der Uebersetzung historischer und philosophischer Werke abendländischer Schriftsteller gewidmet. Die Zeitungsbüchse in Teheran ist freilich sehr geräumig. Neben persischen, türkischen und arabischen Worten findet man eine Menge französischer, englischer und russischer Ausdrücke. Ein illustriertes historisches Journal, "Esheref", erscheint in Teheran. Es bringt ausschließlich die Bildnisse und die Biographien der persischen Gouveneurs und hervorragender Persönlichkeiten Europas. Eine religiöse Zeitung, "Hoi-Schams", wird in Urmia von den protestantischen Missionären in chaldäischer Sprache herausgegeben. Die gelesesten Zeitungen sind jedoch "Mizan" und "Korum". Der Uebersetzer und Eigentümer des "Mizan" ist bei den Männern wegen seiner abendländischen Bildung und seiner genaueren Kenntniß des Orients berüchtigt; er tritt in seinem Blatte den Konzilismen und hat mehr Abnehmer als irgend ein anderes Journal. Der "Korum" verfolgt die religiöse und politische Wiedergeburt Persiens, welches nur zu dem ursprünglichen Islam zurückzuführen brauche, wenn es seinen ehemaligen Glanz wiederfinden wolle.

Eine Berliner Straßenscene. Eine der interessantesten Erscheinungen in den Straßen Berlins ist gegenwärtig Muhammad Bucham, ein Marokkaner, seit Beginn des Winters als Lehrer des Arabischen am Seminar für orientalische Sprachen thätig. Muhammad ist eine interessante Erscheinung mit durchaus guten Manieren und besitzt hohe Bildung. Das fassbare Gesicht ziert ein sorglich gepflegter, silberwarer Bart. Seine malerische Tracht — schmelzweiße Turban mit farbiger Kugel, schwebelgelbe Pantoffeln, kleidende Weste, Strauch, helle Blüthenhosen, langer, kleiner Hut, gelber Mantel mit Kapuze, dunkle Hais- und Brusttülle — setzt ihn weithin auffällig ab und schafft ihm stets ein zahlreiches Gefolge, besonders von Kindern und Damen. Bei seinem täglichen Erscheinen im Quartier kurz vor 11 Uhr rennen ihm die Kinder entgegen und rufen ihm zum Gruß die Hand. In höflicher Form erwidert Muhammad den Gruß der kleinen Mädchen, während er mit den Knaben etwas freier verkehrt und diese oft mit der Hand an der Stirn berührt.

Eine hervorragende fernöstliche Leistung hat ein Mitarbeiter des Stodpomer Almanach, Dr. Uddgen, vollbracht, welcher in einem offenen Boot von Göteborg aus durch das Kattegat, das Skagerrak und die Nordsee bis an die französische Küste gefahren ist und am Sonntag in Dünkirchen anlangte. Der müdige schwedische Journalist und Seefahrer war 11 Tage unterwegs und hatte einen furchtbaren Sturm zu überleben, während dessen er 24 Stunden mit den Wellen auf Tod und Leben kämpfte. Sein eigenliches Reiseziel war London, wo ihn seine Landsleute, die er von seinem tollkühnen Unternehmen vorher in Kenntniß gesetzt hatte, mit banger Sorge erwarteten. Die Reise durch den Kanal nach England wollte Uddgen auch bereits am Dienstag antreten, nachdem er sich in Dünkirchen eine zweitägige Rast genommen hatte.

Pariser Humor. Das Gebet des Gatten. Betest du auch zuweilen?, fragte die kleine Madame A. ihren Gatten, den sie oft anregte. „Ja“ antwortete Herr A., „und besonders, seitdem ich verheiratet bin.“ — „Schön“, sagte Madame A., „Aber dein „besonders“ intriguiert mich. Und um was bistest du denn dem lieben Gott, seitdem du mir die Ehre erwiesen, mich zu heirathen?“ — „Um Gebuld“, antwortete Herr A. — Niedrige Stimme. „Zu mir“, sagte ein Marquisier, „find die Wenden in den Zimmern zu niedrig, daß wir nichts anderes essen können, als Hummern.“ — Lohnender Dienst. Z. ein allbekannter Parafist, wendet sich an einen Freund und jammert ihm über sein Glend vor. Dieser bietet ihm eine Stellung mit einem Gehalt von 1800 Francs an. „Nehmen sie einwilligen das an! Mit diesen 5 Francs per Tag werden sie wenigstens nicht zu hungern brauchen.“ Z. antwortet entrückt. „Umöglich, Herrlicher, ich verdiene viel mehr durch Schuldenmachen.“ — In zoologischen Garten. Zwei Kinder stehen vor dem Elephanten-Büvinger. „Sag einmal, Händchen, warum hat der Elefant eigentlich so eine große Nase?“ — „Wahrscheinlich, weil er sich immer mit den Fingern darin herumgebohrt hat, als er klein war.“ — Wo man Bücherleihen. „Ich verberge niemals meine Bücher, sagte A. „Man gibt sie ihnen wahrhaftig nicht zurück.“ — „Sehr richtig.“

Und das ist nicht schwer zu erklären. Denn es ist viel leichter, die Bücher zu behalten, als das, was darin steht. — Seltsames Naturspiel. Einem Barier Gerichtsboten wird ein Reger von schöner Ebenholzfärbung vorgeführt. „Ihr Geburtsort?“ fragt der Präsident. „Paris“, „Mutterstadt“, sagt der Präsident zu seinem Nebenmann, „und ich glaube, es sei ein Reger!“

Amerikanische Gerichtsstelle. 1. Rigger: „Na, Masius, wie ist denn Dein Brozeß verlaufen? Es scheint, man hat Dich nicht gefregt.“ 2. Rigger: „No way, die Anklage war ja ganz falsch. Sie lautete dahin, daß ich eine Gans gestohlen hätte, mein Vertheidiger aber hat nachgewiesen, daß es ein Ganserich war!“

Ein praktischer Arzt. „Ich kann gar nicht begreifen, wie Dr. Stump zu der großartigen Prozeß gekommen ist!“ — „Ja, der verheißt eben! Wenn er zu einem kranken Millionär gelobt wird, redet er diesem ein, er hat's sich überarbeitet!“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Eine Gesamtausgabe der Briefe Schillers soll in Kürze dem deutschen Volke übergeben werden. Seltsam genug, daß die einseitige Sammlung dieser geleisteten Dokumente aus dem Leben und der Entwicklung unseres populärsten Dichters nicht früher zu stande gekommen! Schiller's Briefe, als ein Ganzes betrachtet, müßten — so sprach Michael Wagners 1887 — wohl für die schönsten unserer Literatur gelten. Neben den Festreden, von denen sie sich doch zu gründlich unterscheiden, bilden sie ein maßvolles Muster deutscher Epistolographie. Ein unbefangenes Studium dieser Briefe müßte manchen Wahr verheuen, manche schiefe und einseitige Vorurtheile wegräumen, welche noch immer oder jetzt wieder einzelne Deutsche und ganze Kreise unseres Volkes an einer reinen und fruchtbareren Erkenntniß Schiller's hindern. Und doch soll es uns allen angelegen sein, daß dieses Selbstbild ganz so wieder erleben und leben ließe, wie es einem früheren Geschlechte sich lebendig borgeleitet hat, durch Erhaltung, nicht durch, geweiht durch die Worte jener edlen, den Menschen erhebenden Trakt. Auch nicht den leichtesten Zug in diesem Bilde sollte sich der Deutsche rauben oder verfallenen lassen. Innigere Freunde des Schillerforschers Robert Vorberger wußten, daß dieser seit vielen Jahren sich mit dem Plan einer Gesamtausgabe der Schiller'schen Werke beschäftigt, ein großes Material zusammenzutrug und dieses stets zu vermehren bestribt war. Als er am 25. März 1890 in Sulza starb, schien die Ausführung des gewaltigen Planes von neuem verjagt, seine Arbeit eine vergebliche gewesen zu sein. Um so erfreulicher ist es nun, zu hören, daß dieses trübe Gesicht, das schon so mancher beachtlichen Gelehrtenarbeit befehdend gesehen ist, die Arbeit Vorberger's nicht treffen wird. Ein Freund Vorberger's der durch treffliche literarhistorische Arbeiten bekannte Dr. Fritz Jongs, trat das Erbe des Verstorbenen an und die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart hat es übernommen, dieses bahnbereiche Werk allen Freunden und Verehrern des Dichters zu übermitteln. Es wird in Lieferungen erscheinen, und während bereits mit der Vertheilung begonnen wird, erucht die Stuttgarter Firma alle Beisitzer noch ungedruckter Briefe Schiller's, sie im Interesse der Vollständigkeit des Nationalwerks ihr für den Herausgeber leihweise zugänglich zu machen. Die deutsche Verlags-Anstalt übernimmt jede Garantie für eine tadellose Behandlung und wird die Briefe nach genommener Abschrift in verpacktem Wertspatzen den Abnehmern zurückschicken.

Fachensbuch der Handelskorrespondenz in deutscher und russischer Sprache, versehen mit einem Wörterbuche. In zwei Theilen. Herausgegeben von Julius Pfeiffer unter Mitwirkung von Dr. A. Markow und Dr. S. W. Andel'sen. Erster Theil: Russisch-Deutsch. Zweiter Theil: Deutsch-Russisch. Leipzig, G. Gleditscher. Preis für jeden Theil geb. 3 M. Vorliegendes Buch, welches in seiner Anlage den übrigen allseitigen und weit verbreiteten Handelskorrespondenz des benannten Verlegers sich anschließt, unterscheidet sich von denselben durch zahlreichere Noten, die für den Anfänger besonders da notwendig sind, wo der russische Text aus verschiedenen Gründen vom deutschen abwichen mußte. Das beigegebene Wörterbuch ergänzt dieselben und soll die Mitbenutzung eines größeren Lexikons überflüssig machen. Letzteres enthält neben einer großen Anzahl kaufmännischer Wendungen eine Reihe von Ausdrücken, namentlich adverbialer Natur, deren Auffindung in den gewöhnlichen Wörterbüchern oft äußerst schwierig und jedenfalls sehr zeitraubend ist.

Unterhaltungsblatt der Gaale-Zeitung.

Nr. 264.

Halle a. d. S., Dienstag den 10. November

1891.

[35]

Der Chronfolger.

Roman von Ernst v. Wolsgogen.

Mit solchen milden, aus tiefstem Herzen bebend hervorquellenden Worten hatte er sich dem Prinzen genäh und mit warmem Drucke seine Hand ergriffen. Und Georg Friedrich traute seinen Ohren nicht, blickte mit schier hilflosem Stammen zu ihm auf und vermochte nichts zu erwidern, als nur immer: „Ja aber — ich begreife nicht . . . Dir soll ich verzeihen — dir?“

Da zog ihn Hans Jochen hinaus aus dem dampfen, finstern Raume, geleitete ihn auf die Kafentant und nöthigte ihn, dort neben ihm Platz zu nehmen.

„Eine Frage zunächst“, begann er, indem er eine Hand fast zärtlich auf des Prinzen Schulter legte: „Hattest du dich mit Melanie auf diese Stunde und hierher verabredet?“

Georg Friedrich nickte Bejahung.

„Und weißt, mit welchem wohlsinnig verzweifelten Entschlusse sie hierher kommen wollte?“

„Sie wird also nicht kommen?“ fragte der Prinz rasch.

„Hat sie dich beauftragt . . .?“

Koskoth setzte ihm den Zusammenhang auseinander und dann fügte er hinzu: „Sage mir aufrichtig: bist du ihrer Einladung gefolgt, um sie abzuhalten von dem verhängnißvollen Schritt, und wollest du etwa gar mit ihr . . .?“

„Ich bin sprachlos — ich sehe keinen Zug mehr für mich,“ verzeigte der Chronfolger mit einem halb verlegenen Seufzer.

„Nun ja, du hast die Dame verloren — aber doch noch Offiziere genug! Ein ordentlicher König wehrt sich sogar noch ganz allein so lange wie möglich. Und schließlich — laß die Partie selbst remis sein! Dann hast man eben das Spiel von neuem auf!“ — „Ja, lieber Georg, es ist ja so begrifflich, daß du matt und müde bist von dem aufreibenden, harten Kampfe; aber eben daß du so hart gekämpft hast, das verpflichtet dich, die Waffen nicht aus der Hand zu legen, ehe die ganze Kriegsbatterie gefahren ist! Hast du denn nicht bemerkt, wer mit dir kämpft?“ — Deine Schwester, Georg, deine hochherzige, kluge Schwester!“

Und dann erzählte Koskoth dem verwundert Aufstorchenden, wie durch Cleonore's herbe Vertheidigung die Verblendung des eifersüchtigen Hasses von ihm genommen und seine Seele zur Vergebung, zu neuer Hoffnung gestimmt worden war.

„Meine kluge, kluge, starke Schwester!“ sprach Georg Friedrich halb vor sich hin. „Du wärst der bessere Chronfolger von uns beiden!“

„Nein, gib dich nicht selbst so mutlos auf!“ mahnte Koskoth milde. „Du wirst sehen, du wirst gefühlt aus diesem harten Kampfe hervorgehen. Charaktere werden im Feuer des Leides geschmiedet, Georg! Wenn du auch die letzte, schwere Pflicht noch gehen haben wirst . . .“

„Du meinst?“

„Melanie zu sagen, daß sie leben muß, trotzdem deine höhere Pflicht dich zwingt, ihr dein Wort zu brechen!“ — Kommt mit mir nach Volkstheim, sei unser Gast — und dann, wenn der Argusseher des alten Generals wieder nachgelassen hat, dann werdest ihr euch wohl sehen können.“

„Ich soll sie sehen?“

„Ja, wenn du mir dein Wort gibst, mit allem Ernste gegen ihre Selbstmordgedanken anzukämpfen! Du hast Gewalt über sie — dir wird sie gehorchen.“

Georg Friedrich schüttelte traurig zweifelnd den Kopf.

„Nun, wenn wirklich alles vergebens bleibt, dann muß auch das ertragen werden! Das haben wir beide dann ja zusammen zu tragen!“

Mit abgemindertem Gesichte griff der Prinz nach Koskoth's Hand. — Und so saßen sie schweigend lange Zeit.

Da wurden sie plötzlich gleichzeitig zusammen und saßen einander erschrocken ins Gesicht.

Ganz in ihrer Nähe, im Walde hinter ihrem Rücken war

ein Schuß gefallen. Wer konnte zu dieser Dämmerstunde hier pürschen gehen?

Von unbemerkter Ahnung getrieben, gingen die Beiden dem Knall nach auf dem Waldbogen nach der Krähenhütte, den Koskoth als denjenigen erkannte, der ihn direkt vom Schlosse hergeführt hatte. Und etwa dreißig Schritte wolben auf diesem Wege stand hoch aufgerichtet, trotz der Dämmerung noch deutlich erkennbar, auf die Büsche gelehnt, die hohe Gestalt des Generals von Trehsa.

Hans Jochen sprang voraus und packte den greisen Jäger rauch am Arm. Mit Anstrengung nur gelang es ihm, die Worte hervorzuwürgen: „Worauf haben Sie da geschossen?“

Da lachte der Alte leise, unbemerklich boshaft vor sich hin, deutete mit dem Zeigefinger der Rechten zitternd nach vorn und auf den Boden und stammelte: „Den haben wir — hehe! Mitten zwischen die Kräher — pass! plaus — da lag er — wo der — hna! Dingda — der ungarische Bär und so weiter. — Oho, ich — ich mwa! hab' noch die Augen offen — o ja! Hummum, hier wird nicht mehr — hna! ah! Dingda — Caffarelli gefehlt auf Trehsa!“ Und dabei redete er sich stolz empor und erhob drohend die Büchse in die Luft. „Was? Sie wollten doch nicht den Erbgroßherzog . . .?“

„Ja, dem wollt ich eins — haba . . . da liegt er, da!“

„Herr des Himmels!“ schrie da hinter ihm der Prinz auf. „Hat der Mann einen Menschen erschossen?“

Der General stuzte bei dem Tone dieser Stimme und wandte sich rasch dem Sprecher zu. Raub aber hatte er den Erbgroßherzog, den er getödtet zu haben vermeinte, in ihm erkannt, als er mit einem heiseren Schrei das Geheiß an seine Bude rief . . .

Doch ehe er noch den Finger an den Abzugsbügel zu bringen vermochte, verzerrte sich plötzlich, wie vom Blitz getroffen, sein Gesicht und er stürzte der Länge nach zu Boden.

Weder Koskoth noch der Prinz bestimmten sich um ihn, sondern rannten vorwärts bis an die nahe Biegung des Weges, wo sie erst, als ein etwa zehn Schritte heran waren, eine dunkle Masse sich von dem grünen Moos abheben sahen.

Das Gesicht nach unten gelehrt, den schönen Kopf von der mörderischen Angel ihres Vaters durchbohrt, lag Melanie von Trehsa da — todt! — — —

Als etwa zehn Minuten später der Baron Koskoth mit dem alten Friedrich herbeikam, da fanden die beiden jungen Männer noch immer bei der Leiche Brust an Brust gedrückt, sich mit den Armen fest umklammernd, als müßte einer an dem andern festhalten, um nicht von dem ungeheuren Schmerz zu Boden geschleudert zu werden!

Nun erst, nachdem auch die beiden Neuhinzugekommenen sich überzeugt hatten, daß jede Spur des Lebens aus dem schönen Körper des unglücklichen Mädchens entflohen sei, dachten sie daran, sich nach dem Wieder umkehren. Das weiße Haupt, von dem im Fallen der Hut heruntergefallen war, nach oben gerichtet, lag der alte General quer über den Weg. Kolben und Lauf seiner Büchse noch trampfsaft mit den langen, thodigen Fingern untrakt. Der Schlag hatte ihn getroffen, als ihm in dem Augenblicke, da er des Erbgroßherzogs ansichtig geworden, seine fürchterliche That so plötzlich blendend, markerkühnend, wie ein Blitz zum Bewußtsein gekommen war. Aber er war nicht todt. Alle seine Glieder zuckten noch fortwährend in dem ohnmächtigen Bemühen, sich aufzurufen, seine Augen blickten unbewußt weit aufgeziffen voll Entsetzen unter den blühigen, weißen Brauen hervor und seine Knienabende bewegten sich, unverschämte Laute in dem zahllosen Munde zerlautend, hin und her.

Sein alter, treuer Diener kam selbst hoch von Sinnen über das Furchebare, das sich hier vollzogen hatte, und die jüngeren Männer wurden dadurch gezwungen, die eigene Beibung des Entsetzens, den Herzkrampf des grausamsten Leides von sich

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

abgeschüttelt, um dem völlig fassungslosen Alten mit ruhigem Zutritte beizustehen. Aber er war nicht zu bewegen, mit ihnen nach dem Schlosse zurückzuführen, um einen Wagen herbeizuschaffen — er wollte inzwischen die Todtenmacht halten bei seiner jungen Herrin und des Wörbers greises Haupt auf seinem Schooße heiten, bis die Andern zurückkämen.

Baron Koskoth wollte dem General die Büchse aus den Händen winden, um sie mit sich zu nehmen, — aber da fiel ihm der alte Friedrich in den Arm, löste selbst die trampfhaft widerstrebenden Finger von der Wörbwaife und dann schloß er den zweiten Schuß in die Luft ab, packte den Lauf bei der Mündung und schmetterte in rasender Wuth mit einem herben Fluche die Büchse gegen einen Buchenstamm, daß der Kolben zerplitterte — und dann trat er wie ein Kaiserer mit dem Scheitel auf das lose Koftr, und schleuberte es endlich, da es nicht biegen noch brechen wollte, von sich, so weit seine schwache Kraft es vermochte.

„Du As, du verfluchtes!“ hirschte er in ohnmächtiger Wuth, während ihm die Thränen stromweis die runzeligen Wangen herabstießen. Dann ergriff fauerte er sich am Wegrand in das weiche Moos und hob schlingend das Haupt seines Herrn auf seinen Schooß.

In Anwesenheit erschütterte, taumelten die drei anderen Männer auf dem düsteren Waldwege davon dem Schlosse zu, und unterwegs gab Baron Koskoth die Erklärung dieses entsetzlichen Ausganges.

Der General hatte mit Gewalt Melanie auf ihr Zimmer gesperrt und die Thür hinter ihr zugeschlossen, und dann war er, scheinbar zufrieden, mit ihm, dem Baron, in das noch vorn heraus liegende Wohnzimmer zurückgekehrt, hatte ihm ganz harmlos eine neue Cigarre angeboten und war, abgeriffene, unverständliche Sätze vor sich hin urmuelnd, eine ganze Weile, heftig gestikulirend, vor ihm im Zimmer auf- und abgeschritten. Dann hatte er gebeten, ihn für einen Augenblick zu entschuldigen und war hinausgegangen.

Erst als er eine Viertelstunde vergebens auf seine Rückkehr warten ließ, war er, Koskoth, flüchtig geworden und hatte in immer steigender Angst sämtliche Räume des Hauses durchsucht. Zuletzt hatte er auch an die verschlossene Thür von Melanies Schlafgemach gepocht, ohne eine Antwort zu erhalten. Die Thür war auch von innen verriegelt. Mit Hilfe des alten Friedrich hatte er gewaltsam das Schloß erbrochen — und das Zimmer leer gefunden. Aber die Fenster standen offen und von den dünnen Leisten des Weinspaliers darunter zeigten sich einige zertrümmerte, Laub und Ranken heruntergerissen. Melanie war durch das Fenster in den Garten geflohen! Und dann hatte er in atemberaubender Eile mit dem alten Diener den Weg nach der Kränzhütte eingeschlagen.

Der unheimlich durch den schlummernden Wald hin dröhnende Knall der Büchse hatte ihnen schon auf halbem Wege ein fürchterliches Zu spä! entgegengerufen.

Und wieder suchten sich die Hände der beiden jungen Männer, um in ihrem warmen Drucke Muth und Kraft zum Weiterstreiten zu suchen. Und dann presste der Erbgroßherzog den grünen Jägerhut an sein wipodendes Herz, und Melanie auf ihrem Todesgange getragen und der durch seine männliche Form in dem unruhigen Dämmerlicht die Sinnestäufung des greiten Jägers veranlaßt haben mochte. Dicht über der Krenne war ihr die Angel in den Kopf gedrungen, und die ganze Stirnseite des leichten Hütes war von ihrem Blute durchnäht. Sobald die drei Herren auf dem Schlosse angelangt waren,

befehl den Prinzen sich so bedenkliche nervöse Erregung und zugleich fiebernde Mattigkeit, daß gar nicht daran zu denken war, ihn wieder zu der Unglücksstätte zurückkehren zu lassen. Der alte Koskoth übernahm allein die traurige Pflicht, die letzte Heimfahrt der letzten Treyaß anzuordnen. Den Leuten gab er, wie sie es verabredet hatten, die Erklärung, daß der General auf die Jagd gegangen sei, und seine Tochter, die ihm ohne sein Wissen auf die Fährte nachgeschloß sei, in seinem altersschwachen Weibeger erschossen habe.

Und als der Baron dem Hofe herausgerastelt war, da machte sich Hans Joachim daran, den kleinen Jagdwagen des Generals selbst anzuführen, um den kranken Prinzen nach Volkstramstein hinführen zu geleiten, weil er unter diesem Dache den Kranken vor dem Grimme des alten Friedrich nicht sicher glaubte. Die Wirthschafterin mußte ihm helfen, den an allen Gliedern Schlotternden in das Wägelchen hinein zu heben. Dann setzte er sich selbst neben ihn und ergriß die Zügel.

Schwer lehnte sich der Prinz gegen seine Schulter, wie ein mißes Kind, dem nach einem lustigen Tage auf dem Heimwege die Augen zufallen.

„Du bist befreit — du wirst es überwinden!“ sagte Hans Jochem leise vor sich hin — und dann setzte er tief auf. Aber Georg Friedrich hatte ihn nicht mehr vernommen. —

In Volkstramstein hoben sie ihn bewußlos aus dem Wagen.

Wochenlang lag der Thronfolger an einem fiesigen Nervenleber darnieder. Und da es unmöglich war, ihn nach der Residenz zu schaffen, so mußte sein Leibarzt und auch eine treue Pflgerin aus Volkstramstein Wohnung nehmen — die Prinzessin Eleonore! —

Sobald er wieder sicher auf den Beinen stand, reiste Georg Friedrich mit seiner Schwester zu längerem Aufenthalt in die siesirischen Alpen, um erst nach Monaten wieder in die Residenz zurückzuführen, und zwar — als Verlobter der Prinzessin Clementine! Der fürchterliche Schmerz, den er in so jungen Jahren erdulden mußte, hatte Georg Friedrich zum Manne gereift, und mit Stolz und freudigster Erwartung für seine Zukunft als Herrscher blühten die Residenzler zu ihrem Thronfolger auf!

Der General von Treyaß erlangte weder den Gebrauch seiner geistigen noch seiner körperlichen Kräfte wieder; aber es dauerte noch Jahr und Tag, ehe ihn, den letzten redenshaften Zeugen einer sittenlosen Vergangenheit, der erslösende Tod aus der engen Felle des Irrenhauses befreite. —

Schloß und Herrschaft Treyaß fiel damit an den Lehnsherrn zurück, und auf Witten ihres Sohnes rief die glütige Großherzogin dort eine wohlthätige Stiftung für mittellose Gesehende ins Leben.

Der Kammerherr von der Raft hatte den Allerhöchsten Wunsch, sich aus der Råde des Hofes zurückzuziehen, nicht erst abgewartet, sondern sich vielmehr beist, schon bald nach dem tragischen Ende seiner Tochter das freundliche Anerbieten des gottbegnadeten Kräuleins Boland und gleichzeitig eine mächtig belobte Stellung als Vergnügungsdirektor in einem vielbeachteten Badeort anzunehmen. Im Winter folgte er seiner reizenden Gemahlin ins Engagement, und die Qualen der Eifersucht, die sie ohne jealöse Gewissensbisse ihren beleibten Schlepenträger erdulden ließ, erklärte die hochadelnde böse Welt als eine gerechte Strafe für die zahllosen Sünden seiner kammerherrlichen Vergangenhait.

E n d e .

Da Capo.

Historische Novelle von E. Hoffi.
(Schluß.)

Hatte vergangen. Aus der Republik war ein Kaiserreich geworden — Napoleon stand auf dem Gipfel seiner Macht. Lays lang sängt die Marcellaine nicht mehr, weder öffentlich noch heimlich, — sie war unter dem Wuchtor verbannt — ob man bei Hofe wünschte, daß er im Dienste der Republik gelingen, bleibt dahingestellt, wohl aber wußte man den Werth eines so vortrefflichen Sängers zu schätzen, und eines Abends erhielt Lays den Befehl, bei einem Hofest zu singen.

Als er den Saal der Marcellaine betrat, fiel sein Blick auf eine Wäntliche Frau, deren tadelschwarze Haare schon mit silbernen Streifen durchzogen waren. Viele Kranz, in eleganter schwarzer Toilette, saß neben der Marcellaine links und plauderte mit

einer Wranalofigkeit, wie sie nur eine hochgestellte Dame, eine Favoritin des Glücks, besitzt.

Als Lays an ihr vorüberging, um zum Orchester zu gelangen, härt er eine Stimme, die ihm bekannt dünkte, laut sagen: „Das ist der Mensch, der die Marcellaine so verdrückt hat singt. Gatte er gewollt, die Kaiserkrone von Paris wären zur Arme nach Jemappes gezogen. Ich habe den Beweis davon.“

„Um Gotteswillen! entgegnete die Marcellaine, hier spricht man nicht von Jemappes — hier dürfen Sie nur von Austerlitz und Marengo reden.“

Lays betrat ganz verwirrt das Podium — wo hatte er doch schon diese Stimme gehört — diese Stimme, die von der ver-

drönten Marcellaine sprach? Doch sein Vorpiel begann, und er war zu sehr Künstler, um an etwas anderes zu denken, als an seine Artie aus Cobenz.

Der Kaiser selbst applaudirte ihm, man war über seinen Gesang sehr entzückt. Wieder an der Dame vorübergehend, hörte er die bekannte Stimme sagen: „Wenn ich es verlangte, so müßte er hier die Marcellaine singen — er hat's gelobt.“

In diesem Augenblick löste sich von ihrer Seite ein brillanter, goldbetreter Offizier in reich gestickter Uniform und trat auf ihn zu.

„Kennen Sie mich nicht mehr, Herr Lays?“
„Ich erinnere mich nicht, daß ich bereits die Ehre hatte — —“
„Jean Deuron — Escadronchef der kaiserlichen Garde.“
„Baron, Excellenz, ich weiß dennoch nicht.“

„Ah, Herr Lays — „dulce et decorum est...“
„Wie! vief plötzlich ihn und auch die vornehme alte Dame erkennend, Lays aus — „Sie? Sie sind der junge Held von — —“

„Don Marengo und Austerlitz,“ unterdrach Deuron ihn häftig — sie haben sich an — sie verstanden sich. Der republikanische Enthusiasmus war erloschen — das Glück des neuen Glanzes, der Glanz des Kaiserthums hatten sie beide begehrt und gelendet. Von der Marcellaine sprach man nicht mehr, wohl aber von Horaz, doch nicht der Dichterfreund des Brutus, sondern der epikuräische Tischgenosse des Mäcenas, der Schmeichler des Augustus wurde citirt —. Mit einem flüchtigen Gruß verabschiedete sich der Escadronchef Jean v. Deuron von dem Sänger, und hängte sich an den Arm des Marjalls Key, der ihn gewinkt hatte.

Seit diesem Abend vergah Lays die Marcellaine so sehr, wie man sie vergessen kann — er sang dafür lieber das farblose Fortlebenlied: „Partant pour la Syrie.“

Mittlerweile kam das Jahr 1812. Cäsars Glück umwölkte sich — nie erhörte Niederlagen verunkelteten seinen Ruhm. Die Bourbonnen kamen und verhianden wieder — Napoleon war bei Cannes gelandet, und hatte „hundert Tage“ vor sich. —

Am einem traurigen Nebelabend sah Lays bei seinem Kammerfeuer und wartete mit Ungeduld auf seinen Diener, daß er ihn des Theaterstümmes entseige.

Statt dessen trat ein langer, hagerer Mann mit schneeweißem Haar, im Knopfloch ein rothes Band, rasch auf ihn zu und umarmte ihn.

„Lays, ich bin der General von Deuron — der Freiwillige von Jemappes — ach, Lays, ich bin mühselig, ich bin vernichtet, ich komme zu Ihnen wie der Sterbende zum Arzt und rufe nach einer Arznei der Seele! Wieber Sie mir die Marcellaine — einen Vers nur, daß wieder Lebensmuth in meinem Herzen erwachet, daß ich die Zubersticht von 1793 wiederfinde! Ich bin noch nicht 44 Jahre alt und schon ein gebeugter Greis. Denn meine Jugend laut mit der Wüste Frankreichs in den Sandeßeln und unter den Eisträumen der Beresina. Die Marcellaine, die Marcellaine, mein Freund!“

Lays schüttelte traurig den Kopf.
„General, man feuert Begeisterter an, aber man weßt keine Toden mit Viehren. Sie reifen morgen wieder auf ihr erstes Schlachtfeld — vielleicht daß dieselb selbtag ebenso glänzend ausfällt wie der erste, den Sie dort gefochten.“

„Nein!“ sagte noch trauriger der General, „Napoleon hat ein ganzes Jahr lang Zeit zum Nachdenken gehabt und ist nicht zu anderer und besserer Meinung gekommen. Nur mit der Freiheit kann man Wunder verrichten — aber Freiheit will der Kaiser nicht — er hat nur Sklaven geschaffen. Ich gehe meinem Tode entgegen — doch: dulce et decorum est pro patria mori — leben Sie wohl, mein alter Lays — ach, nur die Jugend ist des Idealen fähig.“

Der junge alte General hatte richtig prophezeit — Waterloo wurde auch die Grabstätte seines Ruhms und seines Leibes — eine Angel löbete ihn auf der Stelle, so daß er vom Pferd herabfiel. Sein Grab kennt man nicht, nicht einmal den Ort, wo er gefallen, — laut hätte vielleicht das danbare Vaterland, für welches so süß zu sterben war — ihn den Koraxischen Vers auf sein Kreuz legen lassen? Schwerlich. Die Bourbonnen verzeihen keine Napoleoniden-Treue.

Nach Lays, von ihrer Radjucht überzeugt und ängstlich, ja furchtsam mit dem Alter geworden, zog sich unbemerkt von der

Welt zurück. Er konnte nicht mehr singen, war nicht mehr reich und gefeiert, und die einzige Stillsquelle für seine alten Tage war die wohlverdiente Pension. Wie leicht genügte ein einziges Wort, um ihn dem Haß der Bourbonnen zu benennnen — den großen Märker von 1793, welcher der Arme 200,000 Mann erlungen hatte.

Deshalb vermied er alle Gesellschaften, und wo er erscheinen mußte, spielte er Biquet, um jedem gefahrdrohenden Gespräche zu entgehen.

Eines Tages hat ihn einer seiner Bekannten so herzlich zum Mittagessen auf sein Landgut für den folgenden Tag, daß er diese Bitte unmöglich abschlagen konnte — früh Morgens luden sie fort und erreichten Wille b'Avray.

„Hier, zu Avray, host du dir ein Gut gekauft?“ fragte Lays von Jugenderinnerungen übermältigt — hier habe ich drei Jahre gewohnt, — und Himmel — ist es möglich — in diesem Hause selber! Ich hatte einst gefährliche Ertopfen „liberte, liberte chérie!“ auf diese grane Partikülur geschrieen — sie sind verschwunden, wie meine Jugend verschwunden ist, mit ihr mein Glück, mein Reichthum, mein Belang.

Sie durchschritten den prächtigen, baumreichen Park, den ein junges, und betrauten das hübsche, wenn auch einfache Landhaus.

Im Salon lag im Behnhsuß eine sehr alte Dame, eine große graue Hebede das durchführte Gesicht, in welchem noch immer ein Schimmer einiger Schönheit zu bemerken war.

„Großmutter!“, sagte der Freund des Sängers, „Dein Wunsch ist nun erfüllt — hier ist Herr Lays.“

„Avray, bravo, Lays — sehen Sie sich dicht zu mir, und singen Sie mir die Marcellaine.“

„Ich singe nicht mehr; Madame,“ entgegnete Lays, ohne zu ahnen, wer diese Madame sei.

„Das ist mein Freund — Sie werden die Marcellaine singen — denn ich verlange es. Sie müssen es, denn ich bin die Bürgerin Deuron, die Gemahlgärtnerin von St. Antoine, Canterre's Freundin, deren Sohn Sie nach Jemappes gezogen haben. Also die Marcellaine, wenn's gefällig ist!“

Lays war einer Ohnmacht nahe — die Marcellaine! Unter Wille's Miniaturum! Und die Volkstet!

Wama Deuron sah ihn ungerührt an: „Ich will sie von dir hören, ehe ich sterbe — und das wird bald sein! Du host ihn auf das Schlachtfeld genommen; daß er tobt bei Waterloo liegt, ist deine Schuld. Hätte ich damals meinen Willen durchgesezt, er lebte heute noch und wäre ein glücklicher Notar. Du host verprochen, Lays, die Marcellaine zu singen — also singe!“

In diesem Augenblick intonirte ein junger Mann auf dem Klavier das berühmte Freiheitlied, und Lays sang die Marcellaine — leise — mit gebrochener Stimme — mit Thränen in den milden Augen. —

Und eben, wie er den Schluß sang, öffnete sich eine Thür — auf der Schwelle stand ein Kommissar und einige Offiziere. Sie lauschten verwundert den Klängen dieses unter den Bourbonnen strafbar genordenen Liedes — doch war es vertlungen, ehe sie eingetreten — als hätte des Hauses hätten sie sicher den heimlichen Vorkall überhört, aber Wama Deuron, halb aufgerissen aus ihrem Lehnstuhl, klopfte tobenen Beifall mit ihrem Kräftfuß und tief mit lauter Stimme: „Bravo — bravo, Lays — Da capo die Marcellaine!“

Doch der arme Sänging lag in tiefer Ohnmacht zu den Füßen der Wänterin hingestreckt.

Schon am nächsten Tag erhielt er die Zustellung, daß man ihm seine Pension entzogen habe.

Es war in der Villa zu b'Avray, wo er krank und krafflos im Bett lag, da trat man zu ihm, in ihrem Behnhsuß, die alte Republikanerin herein.

„Ich habe mich gerächt — Lays — dafür, daß du mit den Sohn gerächt —“ sagte sie, seine Hand fassend. „Du bist alt und arm — du wegst eine Stunde lang, was Vergewaltung ist — ich weiß es seit Jahren! Aber sei frohen Muths, mein Sohn hat dich geliebt, und dich mir noch vor seinem letzten Wilschön empfohlen. Du erhältst von mir, von heute ab, die Pension doppelt, welche dir die Bourbonnen vertragen. So rächt sich eine Republikanerin und Mutter!“

Das war das letzte mal, daß Lays die Marcellaine gesungen.

Bunte Zeitung.

Die Presse in Berlin verankert ihre Entstehung einer Auegung des Schach. In dem Tagebuche über seine zweite Reise nach Europa erzählt der König alle Wäntige: „In den Straßen von Paris wurde ich nicht wenig durch den Anblick der Kutcher überrascht, welche, auf ihren hohlen, aufmerksam die Tageneuigkeiten lauten, und da kam mir der Gedanke, daß die selbige Lektüre den Sinn der armen Leute von dem Wänt ablende. Ich beschloß, meinem Volke dieselben Wohlthaten zu beschaffen, und ich sagte zu dem mich begleitenden Großvezier, er möge sich die Sache vermerken und mich bei der Rückkehr nach

Teheran daran erinnern.“ In der That lebte der Schach sehr bald in Berlin ein eigenes Ministerium ein, welches vvarrarr-i-nist-ab, „Ministerium der Presse“, genannt wird. Mit dessen Zeitung wurde eine hervorragende Persönlichkeit, Notamed-i-Dooler, betraut, welcher sich schon vorher durch zwei Werke über die historische Geographie und „Die berühmten Frauen Persiens“ bekannt gemacht hatte. Es fanden sich einige Europäer, darunter mehrere Franzosen und einige europäisch gebildete Einwohner, stantstehen an die Hand gingen, so daß man heute in Berlin etwa ein Duzend Journale zählt. Von diesen Wäntern ist zunächst das offizielle Journal „Der Iran“ zu erwähnen, welches

